

## **Fletcher M. Burton**

### **Politik und Kultur in den USA**

Das Thema der Ringvorlesung "Amerika - fremder Freund" war für mich immer schon eine Herzensangelegenheit, und ist es in diesen Tagen ganz besonders. Denn die deutsch-amerikanischen Beziehungen sind wichtig, nicht nur für die USA, sondern auch für Deutschland und Europa. Und da es große politische, wirtschaftliche, kulturelle und gesellschaftliche Unterschiede zwischen beiden Ländern gibt, so ist es wichtig, diese aufzuzeigen, zu erklären und verständlich zu machen.

Meine Betrachtungen dieser Unterschiede sind aus der Perspektive eines amerikanischen Diplomaten, der lange Zeit in Deutschland verbracht hat. Ich begann meine diplomatische Laufbahn 1987 als Praktikant an der US-Mission in Westberlin. Von 1991 bis 1992 arbeitete ich für Botschafter Vernon Walters und Botschafter Robert Kimmitt an der US-Botschaft in Bonn. Danach war ich in der Politischen Abteilung der Botschaft tätig, und während des Umzugs der Botschaft von Bonn nach Berlin leitete ich das Referat Außenpolitik der US-Botschaft. Heute habe ich die wunderbare Aufgabe, als Generalkonsul die USA in den Bundesländern Thüringen, Sachsen und Sachsen-Anhalt zu vertreten.

Dazwischen habe ich aber auch in andern Ländern gearbeitet. So zum Beispiel insgesamt vier Jahre in Pristina, Kosovo, und in Sarajevo, Bosnien. Außerdem war ich von 1988 bis 1990 an der US-Botschaft in Riad, Saudi-Arabien, tätig.

Während meiner Tätigkeit hatte ich natürlich immer wieder Kontakt mit deutschen Diplomaten. Das war stets interessant, denn gerade wenn man gemeinsam an einem Projekt arbeitet, werden die unterschiedlichen Perspektiven, Einstellungen und Arbeitsweisen deutlich. Ich möchte allerdings betonen, dass es mir hier nicht um eine Bewertung geht. Mich interessieren nur die Unterschiede, die wahrzunehmen und zu berücksichtigen eine wirkliche Kooperation erst möglich machen.

#### **1. Gesamtkonzept versus Visionen**

Amerikanische Diplomaten neigen eher dazu, ein Problem praktisch anzugehen, deutsche Diplomaten dagegen eher theoretisch. Amerikaner betrachten zunächst die einzelnen Fakten und versuchen dann, eine Lösung zu finden. Deutsche dagegen versuchen stets, das Problem in einem größeren theoretischen Kontext zu sehen. Während Amerikaner also eine Problemlösung eher von unten angehen, versuchen Deutsche gewöhnlich einen Ansatz von oben: "bottom-up" versus "top-down" um es in der Wissenschaftssprache auszudrücken. Bei deutschen Diplomaten hört man daher auch oft den Begriff des "Gesamtkonzepts". In unserem Sprachgebrauch existiert dieser Begriff nicht, denn wir bevorzugen eine Schritt-für-Schritt- Vorgehensweise.

Interessant sind auch noch andere Begriffe aus der Diplomatie. In Deutschland heißt es immer, man möchte ein Problem "unter dem Dach" einer Organisation lösen. Damit möchte man ein Problem von oben nach unten eingrenzen und einordnen, bevor man an ihm arbeitet. Amerikaner dagegen sprechen von "bottomline", also von dem Ausgangspunkt, von dem man ausgeht, um von unten eine Lösung herbeizuführen.

## 2. Jazz oder Symphonie

Der Architekt des Dayton-Abkommens, Richard Holbrooke, sagte einmal, als er noch im US-Außenministerium arbeitete, dass Diplomatie wie Jazz ist. Es gibt einige zentrale Motive und viel Improvisation. Dieses Konzept ist konträr zu der Vorstellung eines Gesamtkonzepts, das eher mit einer durchkomponierten Symphonie zu vergleichen ist.

In seinen Memoiren kritisierte Henry Kissinger die amerikanischen Diplomaten wegen ihres Mangels an strategischem Denken. Kissinger, der in Deutschland aufgewachsen ist, und sich als Professor viel mit europäischer Geschichte beschäftigt hat, ist hier immer noch mehr dem deutschen als dem amerikanischen Ansatz verhaftet.

Ein deutscher Diplomat, der ein Jahr in einem Austauschprogramm im amerikanischen Außenministerium verbracht hatte, sagte mir Folgendes: Wenn etwas in der Welt geschieht, fragt ein deutscher Diplomat: "Was bedeutet das?" Ein amerikanischer Diplomat dagegen fragt sich: "Was bedeutet das für uns?" In diesem kleinen Zusatz drückt sich ein großer Mentalitätsunterschied aus.

So kann ich mir vorstellen, dass ein deutscher Botschafter zu seinem Stellvertreter ins Zimmer stürmt und fragt: "Was um Himmels Willen ist los?" Ein amerikanischer Botschafter dagegen würde fragen: "What on earth is going on?" Also sinngemäß, was ist denn auf der Erde los?

Das deutsche Außenministerium hat seinen Standort in Berlin an dem Platz, wo später das Stadtschloss wiederaufgebaut werden soll. Die Diskussion darüber, ob das Schloss wieder errichtet werden soll oder nicht, hat mich immer fasziniert. Dabei bemerkte einmal der ehemalige Bundestagsabgeordnete Conradi: "Wir bauen zuerst das Schloss und dann entscheiden wir über seinen Verwendungszweck." Der amerikanische Ansatz wäre genau umgekehrt: Zuerst kommt bei uns immer die Frage nach Funktion und Zweck eines Gebäudes, einer Institution, oder einer Politik.

In Washington ist das Außenministerium übrigens gleich gegenüber der Zentralbank angesiedelt. Diese ist eine unserer am meisten praxis-bezogenen Institutionen in der Hauptstadt. Und auch da stellt man sich ausschließlich die Frage: "Was passiert auf der Welt?"

Ein anderer Begriff, den ich von Kollegen aus dem deutschen Außenministerium gelernt habe, ist "Zweckoptimismus". Dieser Begriff wurde besonders oft in Bezug auf den Balkan benutzt, wo ich einen großen Teil meiner diplomatischen Laufbahn verbracht habe. Im Gegensatz zu den Deutschen schränken die Amerikaner ihre positive Sichtweise nicht ein. Das hat dann manchmal einen zu großen Optimismus zur Folge, obwohl Zweckpessimismus angebracht wäre.

Deutsche sagen oft, "die Lage ist besser als die Stimmung". Die Amerikaner tendieren eher zur umgekehrten Aussage. Daher ist in den USA gewöhnlich die Stimmung besser als die Lage.

## 3. Eingewanderte Außenminister

Große Unterschiede zwischen Deutschland und den USA gibt es auch beim Amt des Außenministers. Ein deutscher Außenminister ist gewöhnlich ein Parteipolitiker, Mitglied

des Bundestages und Sprecher des kleineren Koalitionspartners - dies war zumindest die letzten drei Jahrzehnte der Fall.

Ein amerikanischer Außenminister erfüllt keines dieser Kriterien. Er gehört dem Kongress nicht an, ist meist parteilos und wird direkt vom Präsidenten ernannt. Interessant ist auch, dass relativ oft Einwanderer aus der ersten oder zweiten Generation zum Außenminister ernannt wurden: Henry Kissinger wurde in Fürth geboren, Madeleine Albright in Prag und Colin Powells Eltern kamen aus Jamaika.

Zbig Brzezinski, Präsident Carters Sicherheitsberater, wurde in Warschau geboren. Sein Vater war Diplomat und während der 30er Jahre Generalkonsul in Leipzig. Der junge Zbig hat ihn dort auch öfters besucht. Arther Burns, der amerikanische Botschafter in Deutschland während der 80er Jahre, stammte aus Stanislau in Österreich. Er war übrigens Präsident der Zentralbank, bevor er zum Botschafter ernannt wurde. Für ihn war es also nur ein kleiner Schritt, im wörtlichen wie auch übertragenen Sinn. Mit anderen Worten, unsere höchsten Diplomaten werden ernannt und sind sehr unterschiedlich in ihrer Herkunft.

#### **4. Bücher zu lange offen oder zu früh zu**

Bevor ich in den auswärtigen Dienst eintrat, studierte ich ein Jahr als Fulbright-Stipendiat an der Universität Bonn. Dabei konnte ich die großen Unterschiede zwischen dem deutschen und dem amerikanischen Universitätssystem selbst erleben. In den USA sind die Türen zu einem Studium, zumindest an einer staatlichen Universität, weit geöffnet. Sobald man aber einmal an einer Universität ist, engen sich die Spielräume ein. Die Studenten müssen sich strikt an ein Lehrprogramm halten, und die Studienzeit ist begrenzt.

Auch in Deutschland ist ein Studium offen für jeden, der ein Abitur hat. An einer deutschen Universität bieten sich den Studenten aber Freiheiten, die für amerikanische Studenten unvorstellbar sind. In den USA kann sich kein Student vorstellen, allein schon aufgrund der Studiengebühren, länger als vier Jahre für seinen ersten Abschluss zu studieren. Das hat natürlich auch Auswirkung auf die Art und Weise, wie man studiert.

Der berühmte Universalgelehrte Lichtenberg, der einige Jahre in England verbracht hatte, bemerkte einmal sehr treffend: "Der deutsche Gelehrte hält die Bücher zu lange offen, und der Engländer macht sie zu früh zu." Amerikanische Studenten sind in dieser Beziehung den Engländern viel näher als den Deutschen.

In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts bis zum Ausbruch des Ersten Weltkriegs gab es einen regelrechten Ansturm amerikanischer Studenten auf deutsche Universitäten. Nach Ende des Zweiten Weltkrieges kehrten sich die Ströme um. Nun besuchen viel mehr deutsche Studenten amerikanische Universitäten. Die Attraktivität amerikanischer Universitäten durchdrang sogar den Eisernen Vorhang, der während des Kalten Krieges Europa teilte.

Jana Hensel beschreibt in ihrem Buch "Zonenkinder", wie zwiespältig das Amerikabild der Jugendlichen in der DDR war. Auf der einen Seite waren sie äußerst kritisch gegenüber der amerikanischen Innen- wie Außenpolitik eingestellt. Auf der anderen Seite wünschten sich viele Zonenkinder, ein Jahr an einer amerikanischen Universität zu studieren.

## 5. Kennedys Visionen und kleine Schritte

In den 30er Jahren, als Kennedy an der Harvard-Universität studierte, machte er eine Europareise. Dabei besuchte er seinen Vater, der amerikanischer Botschafter in London war. Als Präsident besuchte er 1963 Deutschland und machte Station in Bonn und Berlin. Kennedys Rede vor dem Schöneberger Rathaus ist berühmt. Nächsten Monat jährt sich sein historisches Bekenntnis zur damals geteilten Stadt und seinen Einwohnern.

In der neuen Brandt-Biographie von Peter Merseburger wird auch auf eine andere Rede Kennedys verwiesen, die für die Ostpolitik äußerst wichtig werden sollte. Kennedy sagt vor Studenten der Freien Universität: "Es ist wichtig, dass für die Menschen in den stillen Straßen östlich von uns die Verbindung mit der westlichen Gesellschaft aufrecht erhalten wird - mittels aller Berührungspunkte und Verbindungsmöglichkeiten, die geschaffen werden können, durch das Höchstmaß an Handelsbeziehungen, das unsere Sicherheit erlaubt ..." Durch diese Aussage Kennedys sahen Willy Brandt und Egon Bahr laut Merseburger die "Ansätze zu ihrer Politik der kleinen Schritte" legitimiert.

Kennedy und Brandt verfolgten also in der Ostpolitik die gleichen Ansätze. Auch für Brandt war die Ostpolitik kein Gesamtkonzept, in dem der Weg genau und detailliert vorgezeichnet war. Vielmehr hatte er eine große Vision, die aber von unten durch kleine Maßnahmen erreicht werden sollte. Es überrascht daher nicht, dass Brandt, wie ebenfalls bei Merseburger nachzulesen ist, zwei amerikanische Präsidenten bewunderte: Lincoln und Kennedy. Während seiner Amtszeit als Bundeskanzler hatte Brandt eine Büste Lincolns in seinem Büro stehen. Bereits als amtierender Bürgermeister von Berlin war er bei seinem USA-Besuch nach Springfield, Illinois, gefahren, wo Lincoln 20 Jahre lang gelebt hatte, um dort eine Rede zur historischen Bedeutung von Lincoln zu halten.

## 6. Die Bedeutung Lincolns

1989, als sich die deutsche Vereinigung abzeichnete, reiste Brandt oft nach Ostdeutschland. Und in seinen Reden und Gesprächen zitierte er immer wieder Lincolns berühmte Worte, "dass ein in sich gespaltenes Haus keinen Bestand habe". Für Brandt stand Lincoln für nationale Einheit. In all den Jahren, in denen ich mich mit Lincoln beschäftigt habe, war ich immer wieder von ihm fasziniert, denn er war Visionär und Pragmatiker zugleich. Dies kann man auch gut bei der "deutschen Frage" nachvollziehen, mit der sich Lincoln während seiner Amtszeit konfrontiert sah.

Die Frage war einfach. Wie konnten die vielen deutschen Einwanderer in die junge amerikanische Nation integriert werden? Die deutschen Immigranten waren für Lincoln insofern ein Problem, da sie sich Mitte des 19. Jahrhunderts noch nicht voll in die amerikanische Gesellschaft integriert hatten. Die Europäer, einschließlich der Deutschen, wurden von Lincoln ermutigt, nach Amerika zu kommen, um die Weiten dieses Kontinents zu besiedeln. Die deutschen Einwanderer gingen vor allem in den Mittleren Westen der USA, nach Illinois, Ohio, Wisconsin und Indiana, wo sie bald eine wichtige Rolle beim Aufbau der jungen Nation spielten.

Lincoln hatte seine Nominierung zum Präsidentschaftskandidaten der Republikaner nicht zuletzt deshalb gewonnen, weil seine Partei glaubte, dass er die entscheidenden Stimmen im Mittleren Westen auf sich vereinigen könnte. Wie erwähnt, wurde diese Region von Deutschen dominiert. In seinem Wahlkampf beschwor Lincoln daher den Idealismus der 1848er, also der Deutschen, die während und nach der verunglückten Revolution von 1848

nach Amerika geflohen waren. Viele von diesen vertraten liberale Ansichten und unterstützten die Position von Lincoln gegen die Sklaverei.

Carl Schurz ist vielleicht das beste Beispiel dieser Gruppe. Ihm war es zu verdanken, dass die meisten Deutschen des Mittleren Westen für Lincoln stimmten. Dieser honorierte seinen Einsatz, indem er Carl Schurz zum amerikanischen Botschafter in Spanien ernannte. Ein weiteres Beispiel eines Einwanderers, der Diplomat wurde.

Lassen Sie mich hier aus Lincolns berühmtesten Rede zur "deutschen Frage" zitieren. Er hielt sie am 12. Februar 1861 in Cincinnati vor einem deutschen Publikum: "In regard to the Germans and foreigners, I esteem them no better than other people, nor any worse." - "Was die Deutschen und Ausländer betrifft, so halte ich sie nicht für besser, aber auch nicht für schlechter als andere."

Zeitungsberichten ist zu entnehmen, dass die Zuhörer auf diese Aussage mit Heiterkeit und Beifall reagierten. Für Lincoln war dies eine typische Formulierung: nicht besser, aber auch nicht schlechter als andere. Hinter seinen Worten steht natürlich seine Vision der Gleichheit. Aber er definiert diese nicht abstrakt, wie es 70 Jahre zuvor noch die von der europäischen Aufklärung geprägten Gründungsväter taten, sondern Lincoln beschreibt sein Ideal in einer sehr pragmatischen und konkreten Art und Weise. Lincoln gab damit ein klassisches Beispiel für die Kombination von Visionen und Pragmatismus, welche die amerikanische Politik seitdem prägt.

## **7. Land der neun Nationen**

Wie bereits erwähnt, ließen sich viele deutsche Einwanderer im Mittleren Westen der USA nieder. Dies hinterließ natürlich auch Spuren in der Kultur und Politik dieser Region. Um die regionalen Unterschiede zu verstehen, dürfen wir die USA nicht als Aggregat ihrer Staaten betrachten, sondern als das ihrer unterschiedlichen Regionen. Eine der besten Analysen dieser regionalen Unterschiede findet sich in Joel Garreaus Buch "The Nine Nations of North America", das 1981 erschien.

Die Karte liefert eine interessante Einteilung des Kontinents: Sie zeigt neun Regionen, deren Grenzen nicht mit denen der einzelnen Bundesstaaten übereinstimmen. Jeder dieser Regionen wird eine Hauptstadt, eine eigenständige Kultur und Wirtschaft zugeteilt. Zwei dieser Regionen kenne ich sehr gut: Dixie, wo ich aufgewachsen bin, und Neu-England, wo ich studiert habe. Was Garreau zu diesen beiden Regionen sagt, kann ich voll unterstützen. Beide sind sehr unterschiedlich und werden durch eine regionale Identität zusammengehalten.

Wenn man sich die Standorte der deutschen Konsulate in den USA ansieht, dann teilen offensichtlich auch deutsche Diplomaten Garreaus Einschätzung. Mit nur wenigen Ausnahmen hat Deutschland konsularische Vertretungen in den wichtigsten Städten der neun Regionen: Boston, Miami, Atlanta, Los Angeles, San Francisco. Daneben unterhält es Konsulate in Houston, New York und Chicago. Diese Städte sind zwar keine regionalen Zentren in Garreaus Einteilung, aber sie sind doch wichtige Orte an der Grenze verschiedener Regionen.

## **8. Nomaden in einem weiten Land**

Wenn man an die Massengesellschaft und die große Mobilität der Amerikaner denkt, sollte man sich die Einteilung der Regionen vor Augen halten. Deutsche sind über diese Phänomene oft erstaunt. Während seines Exils in Kalifornien schrieb Bertolt Brecht in sein Tagebuch: "Die Amerikaner sind Nomaden. Sie wechseln Ihren Beruf so oft wie ihre Stiefel und bauen ihre Häuser nur für die nächsten zwanzig Jahre."

Das ist eine richtige Beobachtung. Diese Mobilität ist einer unserer wirtschaftlichen Stärken. Im 19. Jahrhundert war fehlende Mobilität ein Hindernis für die Besiedelung. Die wichtigste Errungenschaft war daher, eine funktionierende Infrastruktur auf dem Kontinent zu schaffen.

## **9. Flussläufe und Kultur**

Adenauer sagte 1949 zu Außenminister Dean Acheson: "Deutschland ist in gewisser Hinsicht das Gegenteil Ihres Landes. Bei Euch fließen die Flüsse vom Norden nach Süden. In früher Vorzeit wusste niemand, wo sie herkamen, und sie brachten nichts als Wasser. Bei uns fließen die Flüsse vom Süden nach Norden, und sie brachten uns, wie hier im Rheinland, die Kultur und das Christentum. Damit gehören wir in einer Art und Weise einem Kontinent an, wie dies bei euch nicht der Fall ist."

Adenauer hatte nicht ganz recht. Aber er sprach ganz als Rheinländer. Denn das große Problem bei der Besiedlung der USA war nicht die Nord-Süd-Ausrichtung der Flüsse, sondern die Tatsache, dass sie nicht in Ost-West Richtung flossen. George Washington zum Beispiel zerbrach sich lange Zeit den Kopf, wie die Ostküste mit dem Mittleren Westen verbunden werden könnte. Seine Generation entschied sich schließlich für den Bau von Kanälen. Die erste Hälfte des 19. Jahrhunderts war bestimmt durch große Kanalprojekte, wie den Erie-Canal von New York an die Großen Seen, oder der C&O Kanal, der Washington, DC, mit dem Ohio-River und damit auch mit dem Mississippi verbinden sollte. Mitte des Jahrhunderts brachte die Eisenbahn die technische Lösung für die Ost-West Verbindung und die Kanäle verloren an Bedeutung.

## **10. Was der Rhein für Deutschland, ist der Atlantik für die USA**

Adenauers Bemerkung ist aber dennoch interessant. Denn was in seiner Analogie der Rhein für weite Teile Deutschlands war, war für uns der Atlantik: Über ihn kam das Christentum und eine neue Kultur. Und wie der Rhein für eine ganze Philosophie in der deutschen Politik steht, so steht der Atlantik für eine ganze Philosophie in der amerikanischen Diplomatie. Es ist die Vision der transatlantischen Beziehungen, die täglich durch kleine Schritte bestärkt werden müssen.